

Unter der Annahme einer glacialen Entstehungsweise der besprochenen Classe von Seen, welche speciell für manche derselben gegenwärtig zweifellos erwiesen ist, erscheint demnach die eigenthümliche Verbreitung jener Seen über die Gebirge unseres Erdballes enträthselt. Die untere Grenze der Seen entspricht einer letztvergangenen Phase der Vereisung, die obere ist entweder durch die heutige Gletscherbedeckung bedingt, oder — in gänzlich eisfrei gewordenen Gebirgen — durch den Steilaufbau der Kämme. In letzter Linie, in fast oder ganz entgletscherten Gebirgen, wird demnach die Lage des Seengürtels von der allgemeinen Kammhöhe des Gebirges geregelt, während sie sonst durch die letzte Rückzugsetappe und den heutigen Stand der Vergletscherung bedingt ist. Da aber die Gletscherentwicklung in höheren Breiten jederzeit eine stärkere war, als unter den Tropen, so müssen sich die Seengürtel der Gebirge mit der Schneelinie von den Polen gegen den Aequator zu erheben.

Auf diese Weise also sind wir im Stande, uns dem Verständnisse eines Phänomens zu nähern, welches das Geheimnis seiner Herkunft spähenden Blicken gegenüber so vortrefflich unter dem feuchten Spiegel zu verbergen weiss.

Die Station der Stanley-Fälle.

Beschreibung des Landes und der Bewohner am siebenten Katarakte der Stanley-Fälle des Congo.

Von **Oscar Baumann.**

(Schluss.)

Mit diesen Gebieten stehen die Wa-Genia in ziemlich regem Verkehr und tauschen gegen geräucherte Fische und primitive Eisenäxte, Waffenklingen, Canoes, Bananen, Maniok und Palmöl ein. Denn die Oelpalme findet sich merkwürdigerweise in dem besprochenen Gebiete nicht, wohl aber mehrere Meilen stromabwärts.

Einen wenig erfreulichen Eindruck machen die Dörfer der Wa-Genia. Die niedrigen mit Bananenblättern gedeckten Hütten sind schmutzig und halb verfallen. Sie reihen sich zu Strassen aneinander und werden durch Gitter in Complexe getheilt. Jedes Haus besitzt ein schmales Vordach, das meist von den aus der Thüre dringenden Rauchmassen erfüllt ist. Darin sitzen die Weiber und unbeschäftigten

Männer, stampfen Maniok mit hölzernen, selten elfenbeinernen Stösseln, flechten Fischgeräthe etc. Hunde sieht man fast nie in den Dörfern, ebenso sind Ziegen und Hühner selten. Am Strande herrscht stets ein reges Leben, die beladen ankommenden Canoes legen dort an und es entsteht ein permanenter Marktplatz. Das Geschrei auf demselben ist furchtbar, besonders die Weiber halten oft förmliche Ansprachen unter wüthendem Geberdenspiele. Die meisten tragen einen Säugling am Rücken. Derselbe hängt an zwei Tragbändern, deren eines ihm als Sitz dient, während das andere den roth bemalten Kopf stützt, und fühlt sich bei den oratorischen Leistungen seiner Mutter anscheinend wenig behaglich. Als Geld dienen auf diesem Marktplatze die obgenannten primitiven Axtklingen und Messingdrähte (Mitako's). Verkauft werden Fische und die importirten Feldfrüchte, vor Allem Quanga, das Hauptnahrungsmittel am Congo. Dasselbe wird bekanntlich aus gegohrenem Maniokmehl bereitet, riecht etwas unangenehm, schmeckt aber nach einiger Gewohnheit ganz angenehm. Die Quanga der Stanley-Falls wird in viereckigen von Blättern umbüllten Päckchen verkauft, deren 2 zur Nahrung eines Negers ausreichen. Es herrscht ein förmlicher Curs am Quangamarkte, der von der Mannschaft der Station mit lebhaftem Interesse verfolgt wird. Zu Beginn meiner Anwesenheit bekam man 5 Päckchen für ein Mitako, später 8, und die neuesten Nachrichten vom Südufer lassen ein Fallen der Quanga auf 12 erwarten, so dass Erfahrene einen Umschlag zur Hausse befürchten.

Die Wa-Genia kennen weder Tabak noch geistige Getränke, alle Weine der Eingeborenen stromabwärts, aus Palmen, Bananen und Zuckerrohr sind ihnen unbekannt.

An Vergnügungen bemerkte ich nur Tänze und Spiele. Der Tanz dieses Fischerstammes ist ebenso originell als einzig in seiner Art. Man tanzt nämlich ausschliesslich draussen im offenen Strome — im Canoe. 30—40 theilweise bemalte Männer mit ihren Federkappen und Schwertern besteigen eines der grossen Canoes und fahren hinaus in die stärkste Strömung der Schnellen. Am Hintertheile des Bootes bearbeiten zwei Männer die langen hölzernen Boottrommeln, welche mit dem langgedehnten Gesange der Tänzer die Begleitung im Tacte der Ruderschläge bilden. Denn der Tanz besteht nur in einer starken Uebertreibung der Ruderbewegung. Die Haupttänzer stehen auf den Plattformen, woselbst sie tolle Sprünge ausführen, ohne die Steuerung des Bootes durch die gefährlichen Wasser ausser Acht zu verlieren. — Zum Spielen ver-

sammelt sich eine Anzahl junger Leute im Kreise niederkauernd. Dieselben lassen schwarze Fruchtkerne am Boden kreiseln. Vom Gange des Spieles ist mir nur so viel bekannt, dass dasselbe meist in Zänkereien und Rippenstösse endet.

Ueber das innere Leben der Wa-Genia etwas zu erfahren, ist bei der Schwierigkeit des directen Verkehres und deren Schenheit sehr schwer.

Was die Behandlung ihrer Kranken anbelangt, so deuten Fell-säckchen mit allerlei Anhängsel, die einzelne Männer am Halse tragen, darauf hin, dass dieselbe sich mit „Medicin“ beschäftigen dürften. Ein Hauptheilmittel scheint das Klystieren zu sein. Dabei wird mittelst einer laughalsigen Kürbisflasche, in deren Boden ein Loch sich befindet, dem Patienten Congowasser in den Körper gegossen. Ob die Wa-Genia alle ihre Todten oder nur die Sklaven in den Strom werfen, ist unbestimmt, ersteres jedoch wahrscheinlich, da man keinerlei Grabstätten sieht, noch jemals von Todtenfeierlichkeiten gehört hat. Ebensowenig konnte ich trotz mancher Bemühungen weder eine Fetisch-Figur, noch sonst ein Zeichen religiöser Ideen auffinden.

Die Dörfer stehen unter Chefs, deren Einfluss jedoch, wie meist in Centralafrika, unbedeutend ist. Dieselben sind Freunde der Station, die ihnen Geschenke gibt und Bananenblätter zum Dachdecken abkauft. Es wird behauptet, dass die Wa-Genia Cannibalen seien, doch ist dies noch keineswegs erwiesen.

Die Sprache gehört jener Gruppe an, welche etwa von den Basokos am Artuwimi an bis (nach Stanley) oberhalb der Kataraktenregion gesprochen wird und deren Beginn der Stromaufkommende an dem lauten Begrüßungsruf: „sänänäää!“ erkennt. Die Leichtigkeit, mit welcher Eingeborene die Sprache Sansibars erlernen, weist darauf hin, dass dieselbe wie alle Congosprachen demselben Sprachstamme wie die ihrige angehört. Dieselbe erinnert in ihrer breiten Betonung an das Idiom der Kruboy's an der afrikanischen Westküste. Die Wa-Genia ähneln denselben überhaupt in mancher Beziehung und wer weiss, ob dieses unermüdliche und energische Fischervolk nicht bestimmt ist, dereinst am Congo dieselbe Rolle zu spielen, welche die Kru-Neger den Dampferlinien und Factoreien der Westküste schon längst unentbehrlich gemacht hat.

Wir gelangen nun in unserer Besprechung zu der dritten Menschengruppe am Katarakte, jenen kühnen Mohamedanern, welche ihre Heimat am indischen Ocean verlassend, bis tief in's Innere

Afrika's vorgedrungen sind, bis zum fernen Kidsingitini, dem „rauschenden Wasser“ der Swahili-Sprache. Es kann hier natürlich nicht unsere Aufgabe sein, eine Beschreibung des Lebens und Treibens der sansibaritischen Araber zu geben. Da jedoch zur Zeit der Abreise der Expedition zahlreiche falsche Gerüchte über Tippo-Tip und sein Verhältnis zum Congostaate verbreitet waren, welche die Araber am Congo mit dem Mahdi in Verbindung setzten, dieselben bis Bolobo vordringen liessen etc.; sei es gestattet, die hiesigen Sansibariten in Bezug auf ihr Verhältnis zur Station der Stanley-Fälle zu besprechen. Vor Allem muss betont werden, dass der Friede zwischen der Station und den Arabern niemals gestört wurde. Unter dem vorigen Chef, Herrn Wester, der die Swahili-Sprache vollständig beherrschte, war das Verhältnis sogar äusserst freundschaftlich. Unter der jetzigen Leitung hat sich dasselbe zwar etwas abgekühlt, ohne jedoch im Geringsten zu Befürchtungen Anlass zu geben.

Die gegenseitigen materiellen Vortheile sind auch einleuchtend. Tippo-Tip versieht die Weissen mit Reis und Samen für ihre Plantagen, er schenkt ihnen Vieh und Geflügel, ja hilft ihnen, wenn der Dampfer lange ausbleibt, mit Salz, Zucker und Kaffee aus.

Dafür erhält er nicht nur werthvolle Stoffe, sondern auch zahlreiche nützliche und Luxusartikel, die er sonst nur durch den langwierigen Trägertransport aus Sansibar beziehen konnte. Auch seine Leute können erbeutetes Geflügel und Ueberschuss an Feldfrüchten gegen Stoffe etc. an die Station verkaufen.

Im besten Einvernehmen werden Besuche ausgetauscht: Tippo-Tip, oder in seiner Abwesenheit dessen Vertreter Mwana-Nsigi, erscheint mit zahlreichem Gefolge weissgekleideter Araber in der Station, woselbst sie mit süssen Confituren, Sardinen und Thee bewirthet werden — und die Weissen der Station erwidern die Besuche bei den einzelnen Chefs, die ihnen einen orientalisches ceremoniösen Empfang bereiten.

Leute der Araber, die das Missfallen des Chefs der Station irgendwie erregt haben, werden auf blosser Anzeige hin von ihren Herren stets auf's Härteste gezüchtigt. Ein Slave Tippo-Tip's, der einen Haussa bestohlen hatte, wurde sofort ausgeliefert mit der Botschaft an die Weissen, demselben die rechte Hand abzuschneiden und als ihren Slaven zu betrachten. (Die Strafe wurde in 100 Chikothiebe und Arbeit in Ketten verwandelt.)

Welch' vollständiges Vertrauen auch die Europäer in die Aufrichtigkeit der Gesinnungen Tippo-Tip's setzen, zeigt wohl schon

der Umstand, dass bereits zwei der hier stationirten Weissen (der Belgier Amelot und der Schwede Gleerup) sich demselben vollständig in die Hände geliefert, um unter seinem Schutze nach Sansibar aufzubrechen. Es könnte auch nur Wunder nehmen, wenn Tippo-Tip, dem bekanntlich so viele Forscher von Livingstone an einen grossen Theil ihrer Erfolge zu danken haben, plötzlich aus eigenem Antriebe feindlich gegen Europäer auftreten sollte. Obwohl derselbe sich als Herr der ganzen Gegend um Stanley-Falls erklärt, erkennt er doch stillschweigend die Weissen als Besitzer der Stationsinsel an und stört in keiner Weise ihre Thätigkeit.

So gefällig und überschwenglich artig die Araber jedoch gegen ihre weissen „Brüder“ sein mögen, so wenig äusserlich auch nur ein Schatten von Feindschaft zu bestehen scheint, so ist es doch beiden Theilen sehr wohl klar, dass der Friede nur an der Erfüllung einer allerdings recht sonderbar klingenden Bedingung hängt: dass nämlich Tippo-Tip in seinem Gewerbe, Elfenbein- und Sklavenraub in grossem Masse, nicht behindert werde.

Bevor wir auf die neueren Bestrebungen eingehen, welche die Hintanhaltung dieses schändlichen Treibens bezweckten, sei es gestattet, in Kürze die Stellung der Araber in dem in Betracht kommenden Gebiete zu besprechen.

Wie aus der Kartenskizze der Umgebung des Kataraktes hervorgeht, hat Tippo-Tip seine eigene Residenz auf einer Insel oberhalb desselben aufgeschlagen, während seine Subchefs in Niederlassungen an beiden Ufern vertheilt sind. Mwana-Nsigi, der Vertreter Tippo-Tip's, wohnt gegenüber der Station. Die etwas grösseren Häuser der Araber liegen stets am Ufer, dahinter dehnen sich die ausgedehnten, meist gut gehaltenen Plantagen von Reis, Mais, Maniok etc. aus, zwischen welchen die Hütten der „Soldaten“ zerstreut sind, deren Sklavenweiber und Jungen die Felder bestellen. Diese Soldaten sind unter dem Namen „Matamatamba“ gekannt und gefürchtet. Es sind Neger aus früher unterworfenen Gebieten, theils de facto, theils so gut wie Sklaven Tippo-Tip's. Sie stehen unter sansibaritischen Anführern. Einige Trupps sehen in ihren schneeweissen Hemden und ebensolchen Kappen, ihrem europäischen Cartouchierem und dem geschulterten Gewehr ganz stattlich aus, andere dagegen haben ihr altes Nationalcostüm, den Lendenschurz, noch nicht erweitert, Ihre Gewehre sind meist älteren Systems (doch nicht mit Stein Schloss) und könnten es mit den Snidergewehren der Haussa wohl kaum aufnehmen. Dafür haben die Patronen der letzteren einen

bedenklichen Uebelstand, über welchen die Beamten des Congo-staates sich oft bitter beklagen. Sie gehen nämlich grossentheils nicht los, was theils am Lieferanten, theils an den feuchten Magazinen liegt, in welchen sie Monate und Jahre lang am Congo aufbewahrt werden.

Das System der arabischen Raubzüge bedarf kaum mehr einer Beschreibung. Bekanntlich fallen die Räuber nachts über die ahnungslosen Dörfer her, was sich widersetzt wird niedergemacht, alles übrige gefangen genommen. Viele Gefangene können ihre Freiheit durch Elfenbein zurückerkaufen, denn auf dieses ist das Streben der Araber vor allem gerichtet. Als Slaven werden wohl fast ausschliesslich Weiber und Jungen fortgeführt, erstere meist als Beuteanteil an die Leute vertheilt, letztere zu künftigen Trägern oder Matamatambas herangezogen.*)

In jedem der derart unterworfenen und zum grossen Theile entwaffneten Dörfer werden einige Sansibar's mit einer kleinen Zahl Matamatambas zurückgelassen. Wohl mögen die nach und nach zurückkehrenden Eingeborenen die fremden Unterdrücker anfangs mit scheelem Auge betrachten, doch bald finden sich einige junge Leute, die an dem Banditenleben Gefallen finden; das Geschenk eines Perkussionsgewehres gewinnt sie vollständig und ein neuer Haufe Matamatambas ist fertig.

Bald ziehen sie raubend und plündernd gegen ihre Nachbarn, gemeinsam mit denselben Leuten, die ihr Dorf ausgesogen und vielleicht ihre Eltern ermordet und denen sie selbst jetzt vollständig angehören.

Und darin liegt eben die grösste Macht der Araber, dass sie es verstehen die Eingeborenen erst auszuplündern und dann zu ihren Freunden und Verbündeten zu machen. Nur sehr wenige, kühne Stämme, wie die Basoko am Aruwimi versuchten es mit Erfolg, die Eindringlinge wieder hinauszuerwerfen. Religiöser Fanatismus spielt bei den Zügen dieser Araber kaum eine Rolle, die Matamatambas selbst bekennen sich wohl selten zum Islam, und nirgends werden die Eingeborenen in dieser Hinsicht beeinflusst. — Tippto-Tip besass bis zu dem Zeitpunkte, wo er von den Basokos vertrieben wurde, sein entferntestes Lager an der Aruwimimündung. Bei der

*) Ich betone jedoch ausdrücklich, dass ich hier nur von der Region vom Katarakt stromabwärts sprechen kann, die vielleicht zu entlegen zum eigentlichen Selavenexport gegen die Ostküste ist.

Stromauffahrt fanden wir, dass die Eingeborenen oberhalb des Aruwimi wohl zweifellos unter dem arabischen Einflusse stehen, da sie ihrer Waffen beraubt sind, aufgerichtete Canoe's am Strande zu sehen sind etc. — ohne jedoch mit Matamatamba-Garnisonen beglückt zu sein.

Selbst an der Lomamimündung wurde das stabile Lager aufgegeben und wir sahen die ersten Sansibaris zu Sangandia, einem Dorfe am linken Ufer, ca. $\frac{1}{2}$ Tagereise oberhalb der Lomamimündung. Von da an wimmelt es allerdings von diesen Leuten und auch die Dörfer der Bakumu nördlich im Inneren scheinen voll von ihnen zu sein. Von den Nebenflüssen scheint der Lomami ein ausserordentlich ergiebiges und viel besuchtes Feld zu sein. Weit aus die meisten zurückkehrenden Karawanen kommen jedoch den Mbura herab vom Norden. Die Dörfer am Lindi und Okirro, Wamarga, Wabeda, Wabai etc. dürften vollständig in arabischen Händen sein. Der Norden ist jetzt überhaupt das wichtigste Arbeitsfeld von Stanleyfalls aus und die riesigen Elefantenzähne, die man bei den Arabern sieht, zeigen, dass dasselbe kein unfruchtbares ist. Wie weit die Züge sich nach Norden ausdehnen, ist schwer zu ermitteln. Es ist jetzt für mich ziemlich wahrscheinlich geworden, dass jener Schauerroman von Ali ben Mohamet, der mit mehreren hundert Mann seit 10 Monaten im Norden vorschollen sei, welchen Tippto-Tip uns aufsucht, einfach eine Finte war. Er wollte uns die verlangten Träger nur eben nicht direct abschlagen, denn er ist viel zu schlau, um zu wünschen, dass Europäer seine Helden in ihrer besten Thätigkeit beobachten. Dies will jedoch keineswegs sagen, dass ein Reisender, der das Treiben derselben in keiner Weise beeinträchtigt, und durch nur etwas eigene Mannschaft instand gesetzt wäre, selbständig vorzudringen, von den Arabern irgendwie behindert werden dürfte.

Es ist sehr begreiflich, dass als die Nachrichten über die Raubzüge Tippto-Tip's am Congo nach Europa gelangten, man in den leitenden Kreisen des Congostaates sofort daran dachte, denselben ein Ende zu machen. Es sollte dies theilweise durch Unterhandlungen des Chefs der Station (und zugleich Division) Stanley-Falls mit dem Araberchef geschehen, theils sind jedoch auch energischere Massregeln geplant.

Wie sich Tippto-Tip den Unterhandlungen gegenüber verhält, mögen zwei seiner Antworten zeigen: der Stationschef hatte den Auftrag erhalten, von ihm die Einstellung seiner Züge stromabwärts zu verlangen. Dies geschah, und zum allgemeinen Erstaunen er-

klärte der Araber sich dazu bereit; jedoch, meinte er, müsse er erst einen Rachezug gegen die Basoko am Aruwimi unternehmen, die ja auch Feinde des Congostaates seien, der durch den Dampfer „Stanley“ ihre Dörfer verbrennen liess. Weiter aufgefordert, die Sansibaris von den Dörfern am schiffbaren Congo zurückzuziehen, erstaunte er, wie man dies wünschen könne, da ja diese Leute einzig und allein zu dem Zwecke dorthin gesetzt wurden, um den Eingeborenen den rationellen Ackerbau beizubringen. — Diese Verhandlungen führen jedoch zu keinerlei Resultat, wie man daran sehen kann, dass nach wie vor die Canoe-Flotten kommen und gehen, ja dass während meiner Anwesenheit zwei Karawanen mit gefesselten Sklavenweibern und Kindern den Stationsraum passirten, ohne dass jemand daran denken konnte, sie aufzuhalten. Die Offensivmassregeln begannen damit, dass man die Sansibararbeiter, die Landsleute der Araber, von der Stanley-Falls-Station zurückzog und durch eine verstärkte Haussabesatzung ersetzte. Ausserdem wurde der Gewehr- und Munitionsvorrath erhöht, die Station mit drei Krupp-Geschützen armirt und der Auftrag ertheilt, dieselbe zu befestigen. Bisher war man in der Station genöthigt, sich weniger mit Festungs- als mit Pflanzenbau zu beschäftigen, jedoch ist das Bauholz bereits geschnitten und die Arbeiten dürften in einigen Monaten wohl begonnen werden. — Wenn die Befestigung ausschliesslich dazu dienen soll, die Station, die in ihrer jetzigen Gestalt einem nächtlichen Angriffe gegenüber so ziemlich wehrlos ist, zu schützen, so wird sie sicher ihren Zweck erfüllen, falls man jedoch von ihr aus die Araber an ihren Zügen stromabwärts zu hindern und dadurch den Sklavenraub am schiffbaren Congo aufzuhalten gedenkt, so lässt sich wohl nichts anderes sagen als dass dies ein ziemlich hoffnungsloses Streben wäre. Wir wollen dies nachstehend zu begründen trachten.

Vor Allem muss bedacht werden, dass die Ruderer der Araber an den Falls alle Eingeborene, Wa-Genia, sind, deren Canoes sie auch verwenden. Falls nun der Strom für die Araber gesperrt wäre, so brauchten dieselben sich nur überland an eine verabredete Stelle stromabwärts zu begeben, während ihre Wa-Geniafreunde die Canoes an der Station vorbei einzeln stromab rudern. Wie wäre es möglich, diese Canoes von den zahlreichen zu unterscheiden, die täglich, zum Fischfang oder Handel an der Station vorbeiziehen? Doch angenommen, die arabischen Niederlassungen um den Katarakt

wären zerstört und man könnte den Congo den Arabern thatsächlich absperren, so bleiben denselben noch zahlreiche Wege offen.

Sie könnten ihre Niederlassungen oberhalb des Kataraktes anlegen und brauchen dann nur diesen und die Station per Land zu umgehen, um in den von ihnen stromabwärts unterworfenen Gebieten wieder Canoes und Ruderer zu finden. Dasselbe ist am Lindi und Okioro der Fall, welch' letzteren sie vom Katarakte aus in wenigen Tagreisen erreichen können, um von da aus mit Canoes in den Congo zu gelangen. Völlig offen liesse eine Befestigung zu Stanleyfalls die sogenannte Lomami-Route, die heute schon von Arabern benützt wird. Dieselben fahren einen im Katarakten-Gebiet einmündenden Nebenfluss hinauf, der sie so nahe an dem Lomamifluss führt, dass sie dessen Ufer angeblich in einer Tagereise erreichen. Den Lomami stromabfahrend gelangen sie in den Congo, ohne Stanley-Falls auch nur zu berühren. Um daher einer Befestigung an den Stanleyfällen auch nur einen Schein von Berechtigung zu geben, müssten Forts auch an der Mündung des Lomami und Mbura angelegt werden. — Das Angeführte gilt alles unter der Voraussetzung, dass die Araber keinerlei factischen Widerstand leisten. Denn wenn dieselben die Handelszüge der Wa-Genia aufhalten und dadurch die Station auf sich selbst anweisen, wenn dieselben ihre bewaffneten Massen zu Angriffen benützen, dann ist es wohl eine ernst zu erwägende Frage, ob eine so ungeheuer weit entlegene Festung monatelang ausharren könnte?

Noch spricht man manchmal von einem äusserst kühnen Plane, der die Eingebornen bewaffnen und gegen die fremden Unterdrücker ins Treffen setzen will. Doch nach dem oben Erwähnten scheint es ziemlich wahrscheinlich, dass dieselben im günstigsten Falle die Gewehre an ihre arabischen Freunde verkaufen würden, falls sie es nicht vorziehen sollten, dieselben als Matamatambas gegen die Geber zu benützen.

Durch diese Betrachtungen soll jedoch keineswegs gesagt sein, dass Tippo-Tip sich durch derartige Massregeln nicht belästigt fühlen dürfte. Es ist sogar sehr möglich, dass ihn dieselben veranlassen könnten, die gressentheils ausgesogene und derart für ihn unbequem gemachte Gegend zu verlassen, um seine Thätigkeit auf andere „Jagdgründe“ zu verlegen. Es ist dies, wie gesagt, möglich, hängt jedoch einzig vom freien Willen Tippo-Tip's ab. Denn, dass der Congostaat mit seinen heutigen Mitteln im Stande sei, die

arabische Invasion zurückzuwerfen, diese Ueberzeugung konnten wir zu Stanleyfalls nicht gewinnen.

Ein Umstand lässt jedoch hoffen, dass man die edlen Mohamedaner und ihre Matamatambas doch verhältnismässig bald vom schiffbaren Congo verschwinden sehen werde. Tippo-Tip und seine Araber leisten nämlich dem Sultan von Sansibar offenbar Gehorsam. Der Sultan befiehlt Tippo-Tip sich nach Sansibar zu verfügen und dieser bricht vom Herzen Afrika dahin auf, er verbietet ihm sein Elfenbein nach der Westküste zu verführen und der Araber verschmäht den bequemeren Weg. Aus Rücksicht für den Sultan, und um demselben Unannehmlichkeiten zu ersparen ist es, dass Tippo-Tip nach seiner eigenen Aussage mit den Weissen auf gutem Fusse zu stehen trachtet. Was mag nun wohl jenem Araberchef, dem Herrn über Tausende von Slaven und weite Länderstrecken, dem Besitzer unermesslicher Schätze, Furcht vor dem Sultan einflössen? Nichts anderes als das Bewusstsein, dass derselbe ihm und seinem Gefolge im Falle des Ungehorsams die Rückkehr nach ihrer Heimatinsel verbieten kann, auf welcher sie wohl alle ihre Tage zu beschliessen hoffen.

Es könnte nun eine energische Macht den Sultan veranlassen, Tippo-Tip und sein Gefolge vom Gebiete Sansibars zu verbannen, falls derselbe sich nicht bis oberhalb der Stanley-Fälle zurückzieht, alle Rechte auf dem Gebiete stromabwärts am schiffbaren Congo aufgibt und die Raubzüge nach denselben einstellt. Einer solchen Drohung und Sicherheit einer strikten Durchführung derselben würde Tippo-Tip sicher nachgeben. Denn der Verlust ist ja verhältnismässig so klein für ihn, liegen ja doch — leider — noch so unermessliche Länderstrecken im Innern Afrika's seinen ungestörten räuberischen Bestrebungen offen.

So steht denn zu hoffen, dass die räuberischen Schaaren bald für immer ihr schändliches Treiben am schiffbaren Congo einstellen dürften. Doch wohl noch lange, lange Jahre wird es dauern, bevor das letzte Dorf im Congostaate unter dem nächtlichen Angriffe der Matamatambas in rauchende Trümmer sinkt, bevor der letzte Slave aus den Gebieten des neuen Freistaates in unbekannte Fernen geschleppt wird. Möge es dann dem gekräftigten und organisirten Congostaate als Mann gelingen, was ihm jetzt als Kind unter den Staaten nicht möglich ist: Dem Fluch der arabischen Raubzüge am Congo und seinem weiten Gebiete ein Ende zu machen.
